

(7, 28); denn er ist nicht durch ein vergängliches Gesetz eingesetzt, sondern durch das unverbrüchliche Wort und den Eidschwur Gottes; er ist für immer berufen. Andere Priester empfangen die Weihe durch einen Hulderweis Gottes, der ihnen akzidentell geschenkt wird. Christus der Hohepriester ist wesentlich Priester; denn er ist es als Sohn Gottes. Andere Priester sind sittlich hinfällig, können straucheln, sich des Priestertums unwürdig machen; Christus aber ist „für immer vollendet und bleibt es“. Er ist der unwandelbar Heilige. Die Konsekration dieses Hohenpriesters mit der Gottheit und seine treue Bewährung verbürgen die sittliche Vollendung für immer, die dauernde Annahme durch Gott, das immerwährende Nahesein bei Gott, das für Christus wegen seiner göttlichen Natur „Sein in Gott“ ist.

An diesem Hohenpriestertum Christi hat der Priester des Neuen Testamentes teil. „Christus ist die Quelle jedes Priestertums... Der Priester des neuen Gesetzes wirkt in seiner Person“²³⁾. Das Wesentliche priesterlichen Lebens ist Teilhaben am Priestertum Christi. Kein Priester des Neuen Testamentes ist unabhängig vom Priester Christus; er ist Verkörperung, Sichtbarwerden, lebendige „repraesentatio“ des Hohenpriesters Christus. Das ist die Kraft, Herrlichkeit und Pflicht neutestamentlichen Priestertums. Die Besinnung auf dieses priesterliche Leben Christi im Priester, dieses Wissen um die Größe des Priestertums des Herrn, der in seinem Priester lebt, ist Anfang neuen priesterlichen Lebens. Durch die Kirche geht eine neue Besinnung auf das Priestertum. Für den Priester kann das letztlich nur heißen: Neubesinnung auf das priesterliche Leben, das Christus, der Hohepriester, in ihm lebt.

Das neue Missionsbild im neuen Weltbild

Von Univ.-Prof. Dr. Johannes Thauren S. V. D., Wien-Mödling

Am 2. Juni jährte sich der Tag, an dem unser Heiliger Vater die Enzyklika „*Evangelii praecones*“ veröffentlichte. Man darf heute die schmerzliche Feststellung machen, daß dieses für die Entwicklung der Weltkirche entscheidende Dokument auch in Kleruskreisen nicht jene Beachtung und Würdigung fand, die es bei der heutigen Weltlage hätte finden müssen. Es müßte doch heute jedem klar sein, daß das Schicksal der Welt vom Nahen und Fernen Osten, also von den heidnischen Ländern, bestimmt wird. Die Enzyklika „*Evangelii praecones*“ ist aus der augenblicklichen Lage der Welt und der Not der werdenden Kirche in den Missionsländern gewachsen. Sie zeichnet das neue Missionsbild im neuen Weltbild und fordert höchstes Interesse.

²³⁾ Thomas, S. th. 3, 22, 4.

I. Das neue Weltbild. Seit der Jahrhundertwende begann sich in immer deutlicheren Konturen ein neues Weltbild abzuzeichnen. 1900 erschien ein Roman von Johann Schaaf, eine unübertroffene Kulturschilderung in negativer Ethik. „Am toten Punkt“ ist das Buch betitelt und trifft damit den Kern der geistigen Lage einer sich in falscher Sicherheit wiegenden Zeit. Schaaf spricht von einem Ergrausen der in Zuckungen sich windenden Seele: „Eine Krisis und eine Gefahr ist da, wie sie in ihren Folgen grauenvoller nicht zu denken war. Der Untergang der Religion mußte geradezu den völligen Ruin, ja, den vollständigen, unausdenkbaren Untergang Europas bedeuten . . . Die Verzweiflung und das Gericht über die Menschen und die Erde und die Nationen wird das Ende sein.“ Beachten wir: Das ist nicht heute geschrieben, sondern vor mehr als 50 Jahren!

Der Mensch war schon der Materie verfallen. Die Mechanisierung des Lebens hatte zur Dekadenz der Persönlichkeit geführt, zur glaubens- und hoffnungslosen Seelenverarmung dieser Generation. Man suchte und schuf sich einen Ersatz für die verlorene geistige Grundlage des Lebens: die Neumenschlichkeit. In allen Variationen wandelt die Weltliteratur das neue Ideal ab, einen Menschengott, der aus der Not führt. Dieses Warten auf den neuen Menschen hat die Diktatorgestalten unserer Tage geboren, die das Verhängnis unseres Planeten wurden. In Ruinen und Blut brach dieser Wahn zusammen. Die tiefsten Wurzeln dieser Entwicklung liegen im Säkularismus, in der von Gott gelösten Daseinshaltung, die alle Völker der Erde ergriff und in das Joch des Maschinengeistes zwang. Eine geradezu hysterische Angst vor dem Metaphysischen erfaßte die westliche Geistigkeit. Wissenschaft galt nur, soweit sie dem technischen Fortschritt diene. Damit ging im Gleichschritt ein weit- und tiefgehender Abstrich am religiösen Kapital der Menschheit und untergrub die Fundamente, auf denen das Menschenleben fußt. Das Ergebnis dieser Entwicklung ist, daß nicht wie vorher Weltanschauung gegen Weltanschauung steht, sondern Weltanschauung schlechthin gegen ein religiöses Vakuum. In diese geistige Entwicklung wurden nicht nur die christliche Welt, sondern alle Völker, auch die heidnischen, hineingerissen und mußten die tragischen Folgen des Weltgeschicks der letzten Jahrzehnte mit allem seinem Entsetzen und Grauen mitertragen.

Dieses Erleben der Katastrophe unserer Generation führte zur Besinnung. Wer liebevoll und aufmerksam den feineren geistigen Regungen unserer Tage lauscht, wird eine Wende zum Geist feststellen müssen.

Das unsagbare Leid löste naturgemäß die Frage nach den metaphysischen Grundlagen des Menschenseins und Menschenlebens aus, die Frage nach dem Sinn des Lebens und dem Warum

des Leids. Sie wird gestellt von den Enttäuschten unserer Hemisphäre und von der heidnischen Welt. In der Tagespresse, in Büchern und Zeitschriften, gleichgültig, welche Weltanschauung, welche Farbe und Rasse sie vertreten, wird diese Frage mit immer wachsender Intensität aufgeworfen, auch dort, wo das Christentum bisher keinen Zutritt gefunden hat. In der fernöstlichen Welt ist sie zur entscheidenden religiösen Frage geworden. Hier haben die heidnischen Religionen in den schwersten Stunden der jüngsten Vergangenheit dieser Völker versagt und auf die Frage nach dem Sinn des Leids mit kaltem Schweigen geantwortet. Wir stehen heute mitten in einer Wende des Weltdenkens zum Metaphysischen. Die Missionsvölker ringen um eine neue religiöse Grundlage. Die inneren Werte der verschiedenen Religionsformen werden gegeneinander abgewogen, und die Lebenskräfte des Evangeliums und die Persönlichkeit Christi gewinnen immer mehr an Boden. Ein Christusbild entsteht außerhalb des eigentlichen Aktionsbereichs der Missionen und fordert die Entscheidung heraus.

Noch eine zweite Wandlung brachte der Zusammenbruch des Materialismus. Seit Beginn des 19. Jahrhunderts hatte sich die europäische Welt daran gewöhnt, einseitig das Menschenbild in einem bestimmten Schwinkel zu betrachten. Sie sah den Menschen zunächst nur als Individuum und betonte das eigene Ich ohne Rücksicht auf den anderen und führte so zum Herrenmenschen und zum Manchestertum. Die dadurch herausgeforderte Reaktion sah dann den Menschen fast ausschließlich als *ens sociale*, das zu reinen Interessengemeinschaften führte und die organisierte soziale Bewegung in den verschiedensten Schattierungen hervorrief. Das Gott- und Naturgegebene des Menschen, das, was ein Volk zum Volke macht, die nationalen Eigenarten und Vorzüge, blieben außer Betracht. So mußte die nationale Bewegung kommen, die den Menschen und seine Persönlichkeit nur nach der nationalen Skala einschätzte. Das relativ Wertige wurde zum absoluten Wert erhoben, und die Nation wurde zum Götzen, der aber schließlich die Menschen zum Todesreigen führte. Aber aus den Gräbern und Ruinen dieser kurzen Epoche wuchs das ganze, das totale Menschenbild, das den Menschen nicht einseitig als Individuum, soziales oder nationales Wesen sieht, sondern auch als Glied der Menschheit, in allem, was den Menschenkindern gemeinsam ist und alle Menschen miteinander verbindet. Immer stärker drängen die Menschen zur Einheit, zu einer Völkerfamilie, bei aller Wertung und Aufrechterhaltung der naturgegebenen Verschiedenheiten in Völkern und Nationen. Dieses Streben nach Einheit im Völkerleben wird immer stärker; es wird nicht mehr zur Ruhe kommen. Über das Schicksal der Menschheit von heute werden nicht politische Konstruktionen, sondern jene

weltanschaulichen Richtungen entscheiden, die eine Völkerfamilie anstreben, und das sind Kirche oder Bolschewismus.

Die neue Lage ist für die Kirche von entscheidender Bedeutung. In der Einheit der Menschheit sieht sie sich ihrem Ziele näher; denn diese nach äußerer leiblich-fleischlicher Einheit strebende Menschheit soll ja doch der Leib der Stadt Gottes werden, der Sancta Dei Civitas, die bereits Leo XIII. in „*Sancta Dei Civitas*“ 1880 als Sinn der Mission an die Spitze seiner Missionszyklika setzte.

II. Das neue Missionsbild. Auf dem Hintergrund dieses Weltbildes hat nun unser Heiliger Vater in seiner Enzyklika „*Evangelii praecones*“ das Missionsbild von heute gezeichnet. Nur aus diesem Weltbilde können wir sie und ihre Bedeutung verstehen. Ein oberflächlicher Blick in den Text zeigt uns, daß sie nicht für sich allein betrachtet werden will. Sie ist Fortsetzung und Vollendung einer neuen Missionspolitik, die von Benedikt XV. 1919 in der Missionszyklika „*Maximum illud*“ proklamiert, von Pius XI. 1926 in der Enzyklika „*Rerum Ecclesiae gestarum*“ weitergeführt und nun von Pius XII. zusammengefaßt und unter Berücksichtigung der neuen Verhältnisse klar präzisiert wurde. Alle drei Rundschreiben bilden innerlich eine Einheit, die eine neue, vielleicht entscheidende Epoche der Missionsgeschichte eröffnet. Denn es handelt sich nicht um eine Neubelebung des Missionswesens, sondern um eine Reform und Umformung. Es ist ein Wechsel in der Perspektive.

Während in der Vergangenheit das Schwergewicht auf Bekehrung der Einzelseele gelegt wurde, auf die Statistik mit ihren Zahlen und deren Relationen, auf das zahlenmäßige Ansteigen der Gläubigenschar, verfolgt die von Benedikt XV. inaugurierte Mission eine neue Missionsstrategie. Als erstes und oberstes Ziel verkündet Pius XII. in Übereinstimmung mit seinem Vorgänger und Benedikt XV. die Kirche, den Ausbau der Kirche und ihre Verwurzelung in den Missionsländern. Das soziale Missionsziel erhält den Vorrang: Erfassung des Volksganzen, Verchristlichung des heidnischen Volksgeistes, Schaffung einer christlichen Atmosphäre, Verwurzelung der Kirche im Missionsvolk, Bereitstellung der Werte des Katholizismus in dem Wandlungsprozeß des heidnischen Volkstums.

Deshalb wird allem das Urteil gesprochen, was in den Missionsländern den Anschein erwecken könnte, als ob das Christentum eine europäische Erscheinungsform sei. Das theologische Prinzip: „*Ecclesia Dei catholica est nullamque apud gentem vel nationem extranea* — die katholische Kirche Gottes ist bei keinem Volk und keiner Nation ein Fremdling“ ist der tragende Gedanke, der die Enzyklika durchzieht. Daher wird das scharfe Verdikt über den Nationalismus und Europäismus von Mis-

sionaren ausgesprochen und die Missionen werden auf weitgehende Anpassung an die sozialen, rechtlichen, künstlerischen und kulturellen Anschauungen der heidnischen Völker verpflichtet. Als erste Grundbedingung für die tiefere Verwurzelung der Kirche in den Missionsländern und ihre Verselbständigung zu eigenständigem Leben gilt die Schaffung eines geistig und sittlich auf der Höhe stehenden einheimischen Klerus. Alle Unternehmungen der Mission, wie Schule, Presse und Caritas, dürfen nicht Selbstzweck sein, sondern müssen auf die Schaffung einer einheimischen Kirche eingestellt sein. Mission ist nur vorübergehender Zustand. Sie hört auf, wenn die Kirche in einem Lande selbständig leben und aus eigenen Mitteln und Kräften bestehen kann.

Die Umformung der Missionstätigkeit vollzieht sich schneller, als man zu denken gewagt hat. Die Entwicklung geht organisch weiter. Benedikt XV. verlangte mit der ganzen Autorität seines Amtes verstärkte Anstrengungen in der Heranbildung des einheimischen Klerus und seine Gleichstellung mit den auswärtigen Missionaren. Er forderte zu diesem Zwecke die Gründung von Zentralseminarien, in denen die Kandidaten mehrerer Missionsbezirke ihre priesterliche Ausbildung erhalten sollen. Er erhob das kaum entstandene „Werk des hl. Petrus zur Heranbildung eines einheimischen Klerus“ zum Päpstlichen Missionswerk, um so den Seminarien in den Missionen die erforderlichen Subsistenzmittel zu sichern. Sein Nachfolger, Pius XI., weihte die ersten einheimischen Bischöfe. Pius XII. erhob ein Kind der Missionskirche zur Würde eines Kardinals und errichtete die kirchliche Hierarchie in China, West- und Südafrika. Wenn auch nicht in gleichem Tempo und so sichtbarer Form, so doch mit gleicher Zielstrebigkeit geht die Missionskirche in der Schaffung aller Voraussetzungen für eine selbständige einheimische Kirche vorwärts.

Deutlich tritt die Tiefenwirkung dieser neuen Missionspolitik schon heute in China hervor. Wir kennen die Leidensgeschichte der chinesischen Missionen. Die Katholiken zählen nur 1 Prozent der Gesamtbevölkerung. Aber diese kleine Schar, beraubt aller äußeren Mittel, im Trommelfeuer eines satanischen Gegners, ist die einzige Macht, die durch ihre innere seelische Kraft wirksam dem Kommunismus gegenübersteht und in einmaliger Treue Zeugnis ablegt für Christus und seine Kirche. Dieser Hingabe zollt auch Pius XII. in seiner Enzyklika seine bewundernde Anerkennung. Die Kirche Chinas lebt aus eigener Kraft, und das ist das ganz Neue, das ganz Große, das unsere Tage erfahren. Die Geschehnisse auf dem chinesischen Missionsfeld erweisen auch mit aller Klarheit, daß die Mission eine Großmacht im Kampfe der gläubigen Welt gegen den Weltbolschewismus geworden ist und sie daher auf die

Hilfe und Unterstützung aller Anspruch erheben kann, die um das Schicksal der Welt besorgt sind.

Pius XI. erwähnt in seinem Rundschreiben „*Rerum Ecclesiae*“ die soziale Frage in den Missionen noch nicht. Denn damals ahnte niemand, wie bald schon die sozialen Gegensätze in den Missionsländern die Kirche zum Entscheidungskampf herausfordern würden. Erst in den letzten Jahren seines Pontifikates wies Pius XI. auf die wachsend herannahenden Gefahren hin. Pius XII. ist mitten in sie hineingestellt. Daher hat er in „*Evangelii praecones*“ den Missionaren und ihren Christen bindende Richtlinien gegeben und angeordnet, daß die gleichen Grundsätze gegen den „gottlosen Kommunismus“, die er vor kurzem aufgestellt hatte, auch in den Missionsländern kompromißlos angewandt werden müssen. Nicht nur in China, sondern in nahezu allen Missionsgebieten, besonders in Japan, Hinterindien, Indonesien und Südafrika, ist der Kommunismus schon eine Lebensgefahr für die Kirche geworden. Deshalb spricht „*Evangelii praecones*“ so ausführlich von den sozialen Aufgaben der Missionen, von der sozialen Gerechtigkeit und der Liebe in den Beziehungen der Menschen zueinander.

Diese skizzenhaften Darlegungen erweisen „*Evangelii praecones*“ als einen Markstein und Wegweiser für die Zukunft von Welt und Kirche. Die ihren Ausführungen zugrundeliegende ernste Situation müßte genügen, das Verantwortungsbewußtsein für die Entwicklung der Kirche in den Missionsländern in jedem Katholiken zutiefst aufzurütteln.

Aber „*Evangelii praecones*“ geht darüber nicht hinweg, diese Missionsverpflichtung besonders zu unterstreichen. Auch durch ihre theologische Missionsbegründung erreicht „*Evangelii praecones*“ hier einen Höhepunkt. In „*Maximum illud*“ wurde erstmalig von der individuellen Missionsverpflichtung gesprochen, die sich aus der Begnadung und Berufung zum wahren Glauben ergibt. Sie ist umso schwerer, da es sich um die Ewigkeit der Heiden handelt, also um die höchste Not, die daher am dringendsten die brüderliche Hilfe ruft. Auch „*Rerum Ecclesiae*“ leitet die individuelle Missionspflicht aus dem Gebot der Nächstenliebe ab und deutlicher als „*Maximum illud*“ betont sie: „Niemand aus der Schar der Gläubigen... darf sich dieser schweren Verpflichtung entziehen.“ Während „*Maximum illud*“ und „*Rerum Ecclesiae*“ die Missionsbegründung mehr vom Missionsobjekt, dem Heidentum, aus sehen, leitet sie Pius XII. in der Sicht der neuen Perspektive, die das oberste Ziel der Missionstätigkeit in der Kirche sieht, von der inneren Bezogenheit jedes einzelnen Gliedes zur Kirche, dem Corpus Christi mysticum, ab, in dem jedes Glied im Dienste aller und des Ganzen stehen muß.

Auffallend wenig befaßt sich die Enzyklika mit den Organi-

sationsfragen der heimatlichen Missionshilfe. Pius XII. erscheint die Missionsverpflichtung heute als selbstverständlich. Umsomehr unterstreicht er nicht nur die Mitarbeit der einheimischen Katholiken am Ausbau der Kirche ihrer Heimat innerhalb der Katholischen Aktion, sondern ruft auch die Laien der missionarischen Heimat nach den Vorbildern der Missionsgeschichte zum direkten apostolischen Dienst. Daher ist „*Evangelii praecones*“ auch für das heimische Missionswesen Markstein und Wegweiser zugleich.

Es wird der Kirchengeschichte vorbehalten sein, einmal „*Evangelii praecones*“ in ihrer Bedeutung für Kirche und Welt zu würdigen. Sie wird aber auch darüber urteilen, ob der Klerus von heute den Ruf des zwölften Pius gehört, in seiner Bedeutung erfaßt und darnach gehandelt hat.

Lebendige Verbindung zwischen Hirten und Herde

Von Dr. J. Obernhumer, Linz a. d. D.

Eine wesentliche Voraussetzung für eine gedeihliche Seelsorge ist besonders bei den heutigen Verhältnissen eine lebendige Verbindung, eine möglichst persönliche Fühlungnahme zwischen Hirten und Herde. Der bekannte Wiener Pastoralprofessor Doktor Heinrich Swoboda sah schon vor mehr als 40 Jahren in seinem damals epochemachenden Werk „Großstadtseelsorge“¹⁾ in dem persönlichen Kontakt zwischen dem Seelsorger und dem einzelnen Gemeindemitgliede die wichtigste Vorbedingung, die Seele jeder Seelsorge (S. VIII).

Das erste Mittel zur Herstellung dieser Verbindung und zum Teil die Voraussetzung für den Gebrauch aller anderen ist für den Seelsorger die Kenntnis der Seinen. Das unerreichte und unerreichbare Vorbild für den Seelsorger, das sich vom dunklen Hintergrund der Pharisäer mit wunderbarer Leuchtkraft abhebt, ist der gute Hirte Jesus Christus, der von sich sagen konnte: „Ich kenne die Meinen, und die Meinen kennen mich.“ Dieser Innigkeit des gegenseitigen Sichkennens verleiht der Heiland durch den Nachsatz die höchste Weihe: „... wie mich der Vater kennt und ich den Vater kenne“ (Jo 10, 14).

Das Konzil von Trient, das wie kaum ein anderes auch pastorale Ziele verfolgte, erhebt nachdrücklich die Forderung des Kontaktes zwischen Hirten und Herde²⁾. Nach dem Tridentinum ist durch göttliches Gebot allen, denen die Seelsorge anvertraut ist, befohlen, ihre Schäflein zu kennen („*oves suas agnoscere*“) (Sess. XXIII, Decr. de ref., cap. I). Hieher gehört auch die Vor-

¹⁾ Eine pastoraltheologische Studie. Regensburg 1909. (2. Auflage 1911.)

²⁾ Vgl. dazu Dr. Heinrich Swoboda, Das Konzil von Trient. Sein Schauplatz, Verlauf und Ertrag. Wien 1912. Besonders S. 92.